

einen solchen Bürgermeister bekommen wir nicht wieder, das sag' ich noch einmal. Hagel und Flammen! Hatte der für eine Spürnase!"

Der wackere Rüper wollte sich noch weiter in dem Lobe seines verstorbenen Oberhauptes ergehen, als ihm das Erscheinen eines Botes, das um die nächste Biegung des Flusses hervorkam, den Mund verschloß. Die Ankunft des Schwanenritters in Klebe konnte nicht mit mehr Erstaunen begrüßt werden, als die des Fahrzeuges und seiner Insassen von den beiden Hammern.

Brockhaus ließ den Fischbeutel wieder zur Erde sinken, züng aber die Geräte fallen. Ehe beide sich jedoch von ihrem Erstaunen erholen konnten, war das Bot hinter der nächsten Biegung abwärts verschwunden.

„War das nicht der Junker von Strabutzki?“ rief der eine.

„Und das Mädchen die Tochter des Bürgermeisters?“ der andere.

Zu weiteren Erörterungen kam es nicht. Hastig griffen beide Fischbeutel und Reke wieder auf und eilten nach Hamm, um in der Tafelrunde jene seltsame Mär zu verkünden, die aber, trotzdem zwei so gewichtige Persönlichkeiten sie erzählten, mit Kopfschütteln aufgenommen wurde.



6. Kapitel.



Wie Weimar zur Zeit Goethes, so war Düsseldorf im 16. Jahrhundert der Sitz von Kunst und Wissenschaft. Der Hof der Herzöge galt als der Sammelpunkt strebsamer Geister. Ein Konrad von Heresbach (1496—1576), der Erzieher des Erbprinzen Wilhelm, wußte bedeutende Männer heranzuziehen und den Herzog zu bewegen, die Hochschule zu Duisburg (1559) zu gründen, an der Gerhard Graemer, genannt Mercator, thätig war.

Zwei Strömungen traten gegen Ende des Jahrhunderts am Hofe sich feindlich entgegen, die deutsche und die spanische; jene wurde von der jugendlichen Herzogin Isabele geschützt, diese aber wuchs unter dem schwachsinnigen Herzog Johann Wilhelm, ihrem Gemahle, zu einer furchtbaren Macht emper.

An einem stürmischen Novemberabend traten zwei tief in faltenreiche Mäntel gehüllte Gestalten in ein Weinhaus der Rheingasse von Düsseldorf. Der Wirt der goldenen Traube trat ihnen auf dem Flur entgegen und öffnete unter ehrerbietigen Bücklingen eine Thür. In der Wein-
stube, die so recht im altdeutschen Geschmacke ausgerüstet war, hängten die beiden Gäste ihre Mäntel an einen Pflock und forderten ihr Weinquantum.

Sie schienen hier wie zu Haus zu sein, nahmen, während der Wirt das Gemach verließ, auf zwei mächtigen Stühlen, deren Lehnen reich geschnitzt waren, Platz und rieben sich die Hände.

Der eine von ihnen war ein Greis. Ein silbergrauer Bart wallte auf seine Brust herab und die furchenreiche hohe Stirn umwallte weißes Haar; nur das Auge blitzte noch in seltenem Feuer. Der andere schien nur die Hälfte der Jahre zu zählen, doch zeigte sein Antlitz die Spuren ernststen und tiefsten Denkens.

Diese beiden Männer waren die Leibärzte des Herzogs, Meiner Solenander und Galenus Weyer, der Sohn des berühmten Johann gleichen Namens. Hier in dieser stillen Gaststube trafen sie sich wöchentlich einige Male, um ungestört ihre Erfahrungen im Getriebe des Hoflebens auszutauschen. Als der Wirt den Wein in zwei Pokalen gebracht und sich unter einem tiefen Bückling wieder entfernt hatte, durften sie hoffen, völlig ungestört zu bleiben.

„Mein lieber Freund und Kollege,“ hub der Greis an, „ihr hättet den Hof in den vierziger Jahren kennen sollen. Frisches Leben herrschte nach allen Richtungen und Heresbach, Erasmus und euer ehrenwerter Vater, dem Gott gnade, belebten unsere Gedanken. Seltene Menschen tauchten bei uns auf, Gelehrte und Künstler aller Art, doch heute ist aus dem Tag eine Nacht geworden.“

„Ja, eine Nacht!“ seufzte der jüngere Leibarzt.

Beide schwiegen eine Weile, dann aber nahm Solenander wieder das Wort.

„Mein Herz schwillt empor, wenn ich meines alten Freundes und Kollegen gedenke, des edlen Weyer,“ sprach er. „Eine Stelle in seinem Hauptwerke gegen die Hexenrichter vergeß ich nie. Ich weiß sie auswendig. Sie heßt an: „„Wenn einst der erscheinen wird, dem nichts verborgen ist, der Herz und Nieren durchsicht, der Kenner und Richter auch der verborgensten Wahrheit, dann werden eure Werke offenbar, o ihr rücksichtslosen Tyrannen, ihr blutdürstigen, entmenschten und erbarmungslosen Richter. Ich lade euch vor den gerechtesten Richterstuhl des jüngsten Gerichts, da wird geurteilt werden zwischen euch und mir, da wird die begrabene und mit Füßen getretene Wahrheit auferstehen und euch ins Antlitz springen, um Rache zu fordern für eure Mordthaten.““

Galenus Weyer hatte sinnend sein Haupt in seine Rechte gestützt und eine Thräne verlor sich langsam in seinen dunklen Bart, als sein Freund und Kollege also die Worte seines Vaters wiederholte.

„In jener Zeit,“ fuhr Solenander fort, „als er sein Werk in die Welt hinausgesandt hatte und sein Leben gefährdet sah, starb ihm sein erstes Weib.“

„Es war meine Mutter,“ versetzte der jüngere Weyer.

„Trotz seines Leides sah ich ihn unermüdet thätig, armen Hexen beizustehen,“ sprach der Greis. „Damals kam ihm die Kunde, daß ein ihm bekannter Graf zwei arme Frauen unter die Folter gestellt. Er bemühte sich, die armen Weiblein zu retten, doch gelang es ihm nicht. Den Grafen aber traf die Rache des Himmels — er wurde ein Krüppel. Damals kam auch der Fall mit der Nonne Anna Lenggo im Kloster Rentrop bei Hamm vor. Sein Freund, der Bürgermeister Willhaus, rief ihn herüber, damit er den Teufel, von welchem die Klosterfrau besessen sein sollte, vertreibe. Noch sehe ich ihn in seinen Wagen steigen, sein Kleinstes, das er dem Freunde zur Erziehung überbringen wollte, neben sich niederlegend.“

„Salt, geehrter Kollege,“ unterbrach hier Galenus Weyer den Greis. „Ist das, wie ich nicht zweifle, eine Thatsache?“

„Sie ist es,“ versetzte jener.

„Diese meine einzige Schwester habe ich nicht mehr gesehen,“ sprach Weyer. „Die Studien führten mich bald nach dem Tode meiner Mutter in die Ferne und ich vergaß, daß ich noch eine Schwester hatte.“

Solenander ließ sich durch diese Zwischenbemerkung nicht aus dem Strome seiner Gedanken bringen.

„Schön sind auch die Worte, welche mein alter Kollege in seinem Buche an seinen Herzog richtete,“ fuhr er fort.

„Unter den vielen, gewichtigen Gründen, welche mich antrieben, deiner Hoheit, o Fürst, diese meine Forschungen zu weihen, steht der oben an, daß ich jetzt schon seit dreizehn Jahren dein Leibarzt bin.“ Er redet dann von der Frömmigkeit des Fürsten, von dessen Mäßigkeit, Thätigkeit und landesväterlichen Liebe, die nicht, wie anderwärts, den Unterthan mit ‚Kerk‘, sondern mit ‚Sohn‘ anrede. Ihm widme er ein Werk, welches dem Wohle der Menschheit geweiht sei. Der Herzog nahm das Werk an, aber . . .“

Hier schwieg der alte Leibarzt.

„Aber?“ fragte der andere.

„Seine Richter und Amtleute brannten und sengten fort,“ sprach Solenander mit leise bebender Stimme. „Aus dem herzoglichen Regierungsgebäude gingen nach wie vor Aufforderungen, die Tortur anzuwenden und die peinliche Frage zu stellen. Weyer wußte es und oft klagte er mir sein Leid.“

Die beiden versanken, nachdem Solenander seine Erinnerungen geschlossen hatte, eine geraume Zeit in ein tiefes Schweigen, während desselben je dann und wann dem Weine zusprechend.

Diesmal brach der jüngere der Aerzte dasselbe, das Gespräch nach einer anderen Richtung lenkend.

„Habt Ihr schon das neue Licht an unserem Hofe kennen gelernt?“ fragte er.

„Den Grafen Erlon?“

„Er soll ein einfacher sächsischer Adelliger sein,“ meinte Weyer, „doch hat ihn die Herzogin Salobe, die großen Gefallen an ihm zu finden scheint, durch ihre Anrede zum Grafen gemacht. Mir kommt er wie ein rechter polnischer Abenteurer vor.“

„Auch mir will er nicht gefallen,“ versetzte der Greis, „und es ist wirklich zu beklagen, daß die sonst gutgesinnte und nur etwas freidenkende Herzogin mit solchen zugereiften Persönlichkeiten gern in Verkehr tritt. Der Hofmarschall scheint sie hierin zu bestärken und ich befürchte, daß er solches nur thut, um sie zu verderben. Der Glende stellte mir vor einigen Tagen eine seltsame Frage.“

„Nun?“ fragte der jüngere Leibarzt.

„Er erkundigte sich nach einem schnellwirkenden Gifte,“ sprach der Greis und seine Stimme nahm einen leisen und doch scharfen Klang an.

Der junge Weyer sprang auf.

„Gift!“ rief er.

„Ja, Gift!“ bekräftigte Solenander.

„Wozu?“

„Die Herzogin steht der Hospartei im Wege,“ versetzte der greise Leibarzt, „die Spanier wollen die Erbschaft einstreichen, falls der Herzog stirbt, darum muß die lebenslustige Fürstin fort, denn sie könnte sich nach dem Tode Seiner Durchlaucht wieder verheiraten.“

„Schon lange habe ich dem Hofmarschall nicht getraut,“ sprach Weyer. „Seit einigen Tagen wirft er mir seltsame Blicke zu, als wenn er im Zweifel sei, ob er mir ein geheimes Ansinnen stellen dürfe.“

„Ich habe ihm geschrieben, daß ich lieber meines Lebens und Antes verlustig sein wollte, als meine ärztliche Kunst also beslecken,“ jagte Solenander und strich sich heftig durch seinen langen Bart.

„Unvorsichtig ist immerhin die Herzogin,“ meinte Weyer.

„Aber bössartig nicht,“ versetzte der Greis. „Die Teufels-austreiber halten sie zwar für eine Hexe, die es dem Herzoge, ihrem Gemahle, angethan habe, doch habe ich nie ein sorgloseres Geschöpf kennen gelernt als sie es ist. Sie behandelt den Herzog wie ein Kind und erfüllt seine Wünsche in freundlicher Weise; dies alles aber deutet man ihr als arglistige Bosheit, ja, als Zauberkunst. Man hat mit dem Fürsten bereits Teufelsaustreibungen angestellt.“

„Ist das möglich!“ rief Weyer aus, indem er aufsprang.

„Man quält und martert den Herzog auf alle mögliche Weise, denn man befürchtet, daß die reiche Erbschaft an Brandenburg falle,“ fuhr Solenander fort.

„Die Pfalz-Neuburger aber beginnen sich auch zu regen,“ meinte Weyer.

„Die herrschende Hoiipartei will weder von diesen noch von den Brandenburgern etwas wissen,“ entgegnete der Greis, „sie will am Ruder bleiben und verwünscht die rechtmäßigen Erben des Landes und dessen Herzogin. Nun aber wird es Zeit zum Aufbruch, denn der Wein geht zur Neige. Halten wir fest zusammen, Kollege, in dieser Wirrnis der Intriguen!“

„Das wollen wir!“ sprach der jüngere Leibarzt, und reichte seinem Amtsgenossen die Rechte, welche dieser warm drückte.

„Ihr Vater und ich waren Freunde, auch wir wollen es sein,“ sagte Solenander.

„Und bleiben,“ ergänzte Weyer.

Die beiden Leibärzte erhoben sich, warfen ihre Mäntel um und legten ihr Geld auf den schweren eichenen Tisch.

Draußen herrschte dunkle Nacht. Als sie dann dem Rheine sich zuwandten und schweigend dahinschritten, schlich eine Gestalt ihnen nach. Gespensterartig huschte sie hinter den Gelehrten hin, offenbar in der Absicht einige Worte zu erlauschen, doch die beiden, als ob sie wüßten, daß reden gefährlich sei, blieben stumm wie das Grab.

Endlich aber verließ der huschende Schatten die Spuren der Leibärzte; er schwenkte in eine Nebengasse ein und hier gesellte sich eine zweite Gestalt zu ihm.

